

Zukunft der Nachkommen - gegenwärtige Krisen der Generativität

King, Vera

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

King, V. (2015). Zukunft der Nachkommen - gegenwärtige Krisen der Generativität. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 39(2/3), 27-53. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-56676-2>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Vera King

Zukunft der Nachkommen – gegenwärtige Krisen der Generativität

Die Zukunft der Nachkommen durch gegenwärtiges Handeln konstruktiv zu ermöglichen, ist eine Herausforderung, die zwar als Norm meist selbstverständlich erscheint, aber praktisch zugleich ständig unterhöhlt wird. Denn ein konstruktives Verhältnis zu den Nachkommen basiert im Kern auf einer Bewältigung von Ambivalenzen im Generationenverhältnis und jener Anforderungen, die mit den Veränderungen der Positionen in der Generationenfolge verbunden sind. Um das potenziell Versöhnende in der Fortsetzung der Generationenlinie erleben zu können, müssten, individuell und kollektiv, Neid auf die Jüngeren oder Schmerz über die eigenen Begrenztheiten nicht-destruktiv ausbalanciert werden können. Indes wird die Anerkennung von Grenzen und der Vergänglichkeit in der gegenwärtigen Moderne kulturell und normativ vergleichsweise wenig unterstützt. In diesem Beitrag wird aus sozialpsychologischer Sicht diskutiert, welche Bedingungen eine konstruktive generative Haltung ermöglichen oder erschweren können.

Schlüsselbegriffe: Generativität, Zukunft der Nachkommen, Sozialpsychologie der Ambivalenz, gegenwärtige Moderne.

›MACHEN MACHEN MACHEN‹ – »Keine Freizeit, keine Liebe, keine Kinder«, so lautete der Titel eines Artikels in der taz im Oktober 2014 über die zeitgenössische Generation junger Männer und Frauen in Südkorea. Diese stehe »ständig unter Leistungsdruck. Immer weniger junge Menschen gründen eine Familie. Sie haben einfach keine Zeit dafür«. Der Autor des taz-Artikels, Fabian Kretschmer, beschreibt die angestregte erfolgsorientierte Lebensführung dieser jungen Frauen und Männer, deren Alltag gekennzeichnet sei durch das fortwährende Kämpfen um günstige Abschlüsse und Karrieren. Eine südkoreanische Tageszeitung habe dieser Generation einen Namen gegeben: »Sampo, was sich in etwa mit ›drei Verluste‹ übersetzen lässt. Immer mehr junge Koreaner geben jegliche Hoffnung auf, einen Lebenspartner zu finden, jemals zu heiraten, geschweige denn Kinder zu bekommen ... der Kampf um einen

festen Arbeitsplatz frisst all ihr Geld – und die gesamte Freizeit« (Kretschmer, 2014). Betrachtet man die vergleichenden internationalen Bildungsstudien, so schneidet Südkorea dabei sehr gut ab, die große Mehrheit der Heranwachsenden und ihrer Eltern strebt hohe Bildungsabschlüsse an. Zugleich gibt es einen harten Wettbewerb. Auch gute Bildungsabschlüsse schützen nicht vor Arbeitslosigkeit oder prekären Arbeitsbedingungen unterhalb des eigenen Qualifikationsniveaus.¹ Die niedrige Geburtenrate in Südkorea, die im internationalen Vergleich in den untersten Rängen liegt, wird in verschiedenen Studien als eine Folge dieser Konstellationen interpretiert: Sie sind gekennzeichnet durch ein starkes Bildungsideal und hohe soziale Erwartungen an Eltern, die meist teure Bildungskarriere ihrer Kinder zu fördern², und der damit verbundene ökonomische, leistungsbezogene und zeitliche Druck, eine ausgeprägte Konkurrenz um Erfolg, Status und Einkommen, eine als unsicher erlebte Zukunft sowie ungünstige Bedingungen für die Vereinbarkeit von Elternschaft und Berufstätigkeit.³ Kehrseitig zur extrem niedrigen Geburtenrate liegt Südkorea innerhalb der OECD an der Spitze bezüglich der Arbeitsstunden pro Kopf (wobei gleichzeitig unbezahlte Arbeit als Ausdruck der ›Verbundenheit mit dem Arbeitgeber‹ verbreitet ist). ›Sampo‹, die ›drei Verluste‹, hieße dann: dass offenbar alltägliche Spielräume schwinden, aber auch Zeit und Ressourcen für Beziehungen und Elternschaft.⁴

Betrachten wir zum Vergleich auf Deutschland bezogene Befunde, so werden Disziplinierung und Leistungsdruck oder -orientierung der jüngeren Generation hier als geringer eingeschätzt. Aber auch für die BRD wird neben der relativ niedrigen Geburtenzahl, etwa in Untersuchungen des Bundesfamilienministeriums, auf die große Bedeutung von Zeitstress in der Lebensplanung junger Erwachsener verwiesen. »Keine Zeit für Kinder zu haben, (sei)... einer der wichtigsten Gründe (ist) für Frauen und Männer, ihre Kinderwünsche nicht zu realisieren. Bereits ab 35 Jahren nimmt der Kinderwunsch bei Frauen und Männern rapide ab. ...« (BMF, 2006, S. XXX). Bertram (2012) verweist darauf, dass in vielen Ländern insbesondere hoch qualifizierte berufliche Positionen mit geringerer Kinderzahl einhergehen. Überdies gebe es inzwischen »mehr Be-

rufsgruppen, die aus bisher nur wenig erforschten Gründen nur relativ wenig Kinder bekommen... Sie sind auch keinesfalls ein deutscher Trend, wie das Amerikanische Büro für Statistik schon Mitte der Neunziger Jahre dokumentiert hat (Bachu, 1997)« (Bertram, 2012, S. 25). Das Problem, »keine Zeit für Kinder« aufbringen zu können, betreffe nicht allein »die simple Vereinbarkeit von Familie und Beruf« (ebd.), sondern zu wenig hilfreiche Rahmenbedingungen bestehen, die es beispielsweise besser abfedern könnten, dass »hoch qualifizierte Positionen längere Ausbildungszeiten und möglicherweise auch ein höheres Maß an Unabhängigkeit und beruflicher Flexibilität erfordern« (ebd.).⁵

Folgt man diesen Deutungen, Wahrnehmungen und Studien, so bringen die skizzierten Verhältnisse in Südkorea oder auch in Deutschland Krisen der Generativität zum Ausdruck. Dabei ist mit einem *sozialtheoretischen Begriff von Generativität* (vgl. King 2002/2013; 2010b; 2015) allerdings nicht einfach Fruchtbarkeit bzw. Elternwerden oder Geburtenrate gemeint.

Auch die erwähnten Befunde verweisen auf mehr Dimensionen des Generativen als nur auf diejenige der Geburtenrate. Einer dieser Aspekte ist, dass Elternschaft unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen praktisch erschwert werden kann. Für diese junge, von Bertram (2012) und Bertram/Deuflhard (2014) als »überfordert« bezeichnete Generation⁶ scheint es zu wenig Raum oder Ressourcen für Beziehungen und Kinder, für die Sorge um Andere zu geben – also auch für kulturelle intergenerationale Weitergabe. Krisen der Generativität können sich in diesem Verständnis also durchaus auch in einem Sinken der Geburtenrate zum Ausdruck bringen, sind aber nicht identisch damit. Ein kulturtheoretisch und sozialpsychologisch erweiterter Begriff der Generativität zielt, wie bereits angesprochen wurde, in einem übergreifenden und abstrakt verdichteten Sinne auf Ermöglichungsbedingungen im Generationenverhältnis (King 2002; 2010; 2015).

Das Konzept der Generativität – Ermöglichungsbedingungen im Generationenverhältnis

Diese Ermöglichungsbedingungen, Generativität, können sowohl subjektbezogen als auch gesellschafts- oder kulturtheoretisch akzentuiert werden. Beides steht in Wechselwirkung: Gesellschaften sind für ihre Reproduktion und Veränderung, Individuen sind für ihre Entwicklung auf konstruktive Ermöglichungsbedingungen des Heranwachsenden angewiesen. Das Fortbestehen des Kulturellen über die Endlichkeit ihrer einzelnen Mitglieder hinaus wird ermöglicht und reguliert durch Formen von Weitergabe und Sorge zwischen Älteren und Jüngeren sowie – insbesondere deutlich in der Moderne – über das Zulassen von Veränderung und der Entstehung des Neuen in der Folgegeneration. Kern der Generativität ist in diesem Sinne die Weitergabe und intergenerationale Gabe. Jegliche Kultur basiert auf generativen und generationalen Strukturen. Wie und in welchem Ausmaße das geschieht, ist offenkundig variabel. Was wiederum nicht bedeutet, dass alle historischen und kulturellen Variationen der Gestaltung von Generationenbeziehungen gleichermaßen produktiv oder gleichermaßen funktional sind für das psychophysische Gedeihen der Kinder, für Individuation oder Autonomisierung, für das künftige Leben der Nachkommen.

Die Bezeichnung ›Generativität‹ hatte zunächst Erikson (1979) in seinem Entwurf des Lebenszyklus verwendet. Er fasste Generativität dabei noch relativ eng, im Sinne von Kreativität und Fruchtbarkeit. Als Gegenpol verstand er die Stagnation der erwachsenen Generation. Erikson formulierte an anderer Stelle aber auch schon, dass Generativität eine »Kraft in der menschlichen Organisation (sei)«, »um jede Generation in die Lage (zu) versetzen, den Bedürfnissen der nächsten ... gerecht zu werden« (ebd., S. 142). Und es deutet sich hierbei, wie schon das Beispiel der südkoreanischen Jugend illustrieren sollte, ein mehrfach vermittelter Zusammenhang an: Damit Erwachsene oder, allgemein soziale Akteure, den Bedürfnissen der Folgegeneration gerecht werden können, bedarf es bestimmter kultureller Voraussetzungen. Im Verhältnis zu Eriksons Formulierungen im Konzept des Lebenszyklus sind daher zum einen die

gesellschaftlichen Bedingtheiten für Generativität systematischer und genauer zu fassen. Zum andern ist sehr viel genauer zu klären, um welche Art von ›Kraft‹ – oder besser: von Ermöglichung im Sinne von Sorge bzw. Fürsorge – es dabei geht. Zumal diese generative Ermöglichung je nach Alter der Nachfolgenden⁷, je nach Kontexten, auch variierende Herausforderungen beinhaltet und kulturell unterschiedlich gestaltet wird.

a. psychosoziale und psychische Dimensionen der Generativität

Entwicklungspsychologische oder sozialisations- und entwicklungstheoretische Konzepte und Diskurse haben dieses Thema lange Zeit vergleichsweise wenig oder wenig systematisch einbezogen. Beispiel dafür ist das breit rezipierte Konzept der Entwicklungsaufgaben von Havighurst (1948), bei dem es sich, aus der hier ausgeführten Sicht um eine ›halbier- te‹ Perspektive handelt, die gerade die generationalen Bedingungen der Ermöglichung von Entwicklung ausspart. Demgegenüber gilt es, der komplementären Frage konsequent nachzugehen, nämlich der Frage, wie *der Beitrag der jeweils erwachsenen Generation* zur Lösung der im Verlauf des Heranwachsenden zu bewältigenden Entwicklungsanforderungen aussieht. Entwicklung ist insofern zum einen ein *intergenerationaler* Prozess, auf allen Ebenen des Sozialen und Psychischen.⁸

Darüber hinaus, zum zweiten, ist systematisch zu berücksichtigen, mit welchen *typischen Ambivalenzen, Hindernissen und Misslingenspotenzialen* wir es in Bezug auf generative Fähigkeiten zu tun haben. Entsprechend gilt es, das *konstitutiv ambivalente* Moment von Generativität mit zu denken – also auch die Dynamik und relative Fragilität des Generativen zu berücksichtigen: Denn generativ zu sein, heisst strukturell, *Fürsorge angedeihen zu lassen, Ressourcen bereitzustellen auch für eine Zukunft, aus der man selbst ausgeschlossen ist*. Eben diese Herausforderung birgt stets Krisenpotenziale in sich: Sorge und Ressourcen bereitzustellen auch für eine Zukunft, aus der man selbst ausgeschlossen sein wird, ist mit Ambivalenzen verbunden. Generativität enthält aufgrund der unhintergehbaren Ambivalenz der Generationenspannung, aufgrund

des Ausschlusses der Älteren aus der Zukunft der Jüngeren, stets ein Moment des ›obwohl‹ oder ›trotz‹. Generativ zu sein, heisst gleichsam: *trotz* und im Horizont unausweichlicher Ambivalenzen das Generationenverhältnis eher konstruktiv als destruktiv zu gestalten. Entsprechend muss um Generativität kulturell und individuell immer wieder neu gerungen werden (King, 2002/2013; 2015⁹).

b. soziale Bedingungen und kulturelle Figurationen von Generativität

Eine weitere sozialpsychologisch und sozialtheoretisch entscheidende Frage ist daher, *wie und unter welchen sozialen und individuellen Bedingungen* die Dynamik und Spannung von Konstruktivität und Destruktivität, von Liebe und Aggression im Verhältnis zu den Nachkommen, von Gabe und Verweigerung, von Fürsorge und Selbstbezug psychisch verarbeitet werden kann. Entscheidend ist dabei auch, welche *kulturellen Muster der Bewältigung der Generationenspannung* zur Verfügung stehen oder *welchen Wandlungen mit welchen Folgen* sie unterliegen, welche *kulturellen Figurationen* sich zeigen. Die Analyse von Generativität bewegt sich in diesem Sinne auf unterschiedlichen, miteinander verwobenen Ebenen des Sozialen:

- der Ebene der gesellschaftlichen und institutionellen Bedingungen, die Weitergabe und Veränderung in der Abfolge der Generationen ermöglichen oder verhindern,
- der damit verbundenen strukturell ambivalenten intergenerationalen Verhältnisse und Beziehungen,
- der kulturellen Muster der Bewältigung von Ambivalenz und der Figurationen von Generativität,
- und der intrapsychischen Dynamik und Bewältigung von Ambivalenz.

In einer soziologischen Annäherung an die zuerst genannte Ebene von Generativität könnte man heuristisch zwei mögliche Blickwinkel herausstellen, unter denen wir gesellschaftliche Verhältnisse betrachten:

Einmal eine eher gegenwartsfokussierte Betrachtung. Im Zentrum stehen dabei Fragen der ökonomischen Produktivität, des Wohlstands, der relativen Friedlichkeit oder Gewaltförmigkeit, der Verteilungsgerech-

tigkeit hinsichtlich Einkommen, Bildung, Gesundheit, usw. Oder aber man wählt eine Sichtweise, die über den Horizont des Bestehenden explizit hinausweist: Welche aktuellen und künftigen Lebensbedingungen der Nachkommenden zeichnen sich ab? Welche Welt wird den Nachkommen hinterlassen? Welche Ressourcen, Gestaltungs- und Produktionsmittel werden an die Nachkommen weitergegeben auf der einen Seite, welche Lasten, Bürden oder Zerstörungen auf der anderen Seite?

Wenn wir uns politische und ökonomische Entscheidungen anschauen, so bewegen sie sich in vielerlei Hinsichten in der Logik der ersten Betrachtungsweise. Dies hat offenkundig damit zu tun, dass ein erheblicher Anteil von Entscheidungen auf relative Nahziele ausgerichtet ist: auf Wahlen, Profite im laufenden Quartal oder Jahr usw., um nur die prominentesten zu nennen. Bekanntermaßen stellt es ein erhebliches Problem dar, politisch Entscheidungen durchzusetzen, die eher an langfristigen Zielen orientiert ist. Deutlichstes Beispiel ist die Klimapolitik, die häufig erst in Gang kommt, wenn unmittelbar in der Gegenwart negative Folgen der Umweltzerstörung deutlich spürbar werden. Offenbar tun sich gesellschaftliche Akteure schwer damit, die über die eigene Lebenszeit oder auch nur die Kernzeiten des Lebens, wie man sagen könnte, hinausreichenden Folgen von Handlungen praktisch mit einzubeziehen. Auch wenn permanent neue Generationen heranwachsen, die die vorausgehenden überleben werden, auch wenn es Institutionen der Fürsorge und Bildung für heranwachsende Generationen gibt, ist die Zukunftsplanung doch häufig auf Nahhorizonte beschränkt.

Die Zukunft der Nachkommen durch gegenwärtiges Handeln konstruktiv zu ermöglichen, ist eine Herausforderung, die zwar vielerorts als Norm akzeptiert wird – geht es doch um die Zukunft der Kinder und Kindeskinde –, aber praktisch wird sie zugleich ständig unterhöhlt. Das liegt nicht allein an der systemischen Zeitlogik in Politik und Ökonomie. Diese generative Herausforderung – also die Zukunft der Nachkommen durch gegenwärtiges Handeln zu ermöglichen – ist fragil und ambivalent schon deshalb, weil, wie ausgeführt wurde, ein konstruktives Verhältnis zu den Nachkommen auch eine Anerkennung der eigenen Begrenztheit und Vergänglichkeit voraussetzt. Geht es doch auch um die Bewältigung

des Generationenwechsels, also jener Anforderungen, die mit den Veränderungen der Positionen in der Generationsabfolge verbunden sind (vgl. Mannheim, 1928). Auch in einem sozialpsychologischen Sinne heisst das: Abgelöst zu werden von der Folgegeneration – und darauf nicht destruktiv zu reagieren – ist schwierig genug. Allzu leicht dominieren destruktiver Neid auf die Jüngeren, die Schwierigkeiten, den Schmerz über die eigenen Grenzen auszubalancieren und das potenziell Versöhnende in der Fortsetzung der Generationenlinie erleben zu können.

Darüber hinaus wird die Anerkennung von Grenzen und der Vergänglichkeit in der gegenwärtigen Moderne kulturell und normativ vergleichsweise wenig unterstützt. Im Gegenteil: die sich gegenwärtig abzeichnenden hegemonialen kulturellen Diskurse und Praktiken zielen eher auf eine ständige Verschiebung und Verleugnung von Grenzen (King, 2011). Beispiel dafür ist das, was wir unter *labeln* wie Selbstoptimierung, *enhancement* oder technologischer Ausrichtung an Perfektion und Perfektibilität verstehen. Das Heils- und Erlösungsversprechen der Gegenwart liegt in der steten Transgression, nicht in der Anerkennung von Grenzen (King et. al, 2014). Wie es Lanier (2014), der Träger des Friedenspreises des deutschen Buchhandels in 2014, anschaulich formulierte, sind Steigerungen auch im Sinne der Überwindungen von Begrenzungen zentrale Ziele, Triebfedern der technischen Entwicklung und zugleich ideologische Phantasmen, von denen etwa die *entrepreneure* des *Silicon Valley* oder der Genlabore bewegt werden. Sie hegen entweder die Vorstellung einer anzustrebenden künstlichen Superintelligenz, die die menschliche Kreatürlichkeit obsolet machte – oder die Erwartung, dass das medizinische Wissen rasch ansteige und somit die Menschen körperlich immer länger leben lasse – zumindest diejenigen, die es sich leisten können (ebd., S. 408). Der Drang zur Beherrschung richtet sich mit folgerichtiger Hartnäckigkeit auf das strukturell Unverfügbare – auf Leiblichkeit und Zeitlichkeit, auf Beginn und Ende des Lebens. »Begrenzungen sind etwas für Muggel« (ebd., S. 210, 407), so die von Lanier zitierte unumstößliche Devise des *Silicon Valley*. Und »Muggles« sind in Anlehnung an die Harry-Potter-Romane Figuren ohne magische Fähigkeiten. Ihnen fehlt aus der Sicht der Anderen, also derer, die mit magi-

schen Kräften ausgestattet sind, etwas Entscheidendes, um mit praktischen Dingen des Lebens klarzukommen... Das klingt nach Allmachtsphantasien von Heranwachsenden. Und diese Omnipotenz- und Unsterblichkeitsphantasmen der von Lanier beschriebenen technologischen Eliten mögen manchen – partiell, noch – fremd erscheinen. Aber unübersehbar sind sie ein wesentliches Movens, eine bedeutsame Antriebskraft des hegemonialen technologischen und kulturellen Diskurses geworden, der Technologieentwicklung, aber auch der kulturellen Alltagspraktiken oder Vorstellungen, die gleichsam fortwährend an den partiellen oder absoluten Begrenzungen des Lebens rütteln.

Ungelöste soziale Dilemmata und instrumentelle Gestaltungen der Generativität

Nun könnte man sagen: *so what?* Das Streben nach Grenzüberschreitung ist ubiquitär, die Steigerung sowohl des Strebens als auch die dabei erreichten Veränderungen sind Merkmale der gegenwärtigen Moderne. Zugleich zeichnen sich aber auch die Kosten und destruktiven Potenziale und Folgen dieser Überschreitungslogik ab. Dazu gehört, dass bestimmte Formen der technischen, sozialen oder psychischen Fokussierung auf die forcierte Überwindung von Grenzen die Tendenz haben, produktive Bedingungen im Generationenverhältnis auszuhöhlen oder das Verhältnis zu den Nachkommen in einer Weise zu transformieren, die deren Heteronomie steigert. Ungefähr zur selben Zeit, als der erwähnte Artikel über Südkorea erschien, entbrannte 2014 eine heftige mediale Diskussion durch die Nachricht, dass Apple und Facebook ihren Mitarbeiterinnen anböten, sich an den Kosten für das sog. *social freezing* zu beteiligen. *Social freezing* bezeichnet die Praxis, bei Frauen in jüngeren Jahren Eizellenproduktion zu stimulieren und Eizellen zu entnehmen, sie einzufrieren, um sie dann zu einem späteren Zeitpunkt, auch noch mit über 40 oder 50 Jahren, wieder einsetzen zu können, wenn die Frauen ausreichend Zeit hatten, sich beruflich zu etablieren. Um dann, so die Vorstellung, endlich Mutter werden zu können. Dies wurde rasch Gegenstand einer öffentlichen Kontroverse. Wurde einerseits kritisch hervorgehoben,

dass damit etwa die schwierigen generativen Lebensbedingungen junger Eltern und die Vereinbarkeitsprobleme lediglich verhüllt würden, so hoben andere hervor, dass hierdurch endlich ein wichtiger Schritt in der Gleichstellung der Frau vollziehbar sei. Die darauf zielende Argumentation, dass damit die Freiheit und Gleichberechtigung der Frauen näher rücke, weil sie nun länger beruflich und sozial flexibel, mobil seien, erinnert auf eigentümliche Weise an einen Text der Frauenrechtlerin Louise Otto-Peters (1876). Otto-Peters hatte im 19. Jahrhundert betont, dass die Erfindung des Streichholzes die Befreiung der Frau erleichtert habe: Erst dadurch sei es der Hüterin des Feuers und Herdes möglich geworden, sich frei zu bewegen.

Ging es aber in dem von Louise Otto-Peters genannten Beispiel, wie man auch sagen könnte, noch darum, die fesselnde Logik der unmittelbaren Dringlichkeiten, nämlich fortwährend das Feuer zu erhalten, durch technischen Fortschritt aufzulockern, das erlösende Zündholz, so drehen sich beim *social freezing* in gewisser Weise die Verhältnisse um. Das Feuer, das erst einmal dringend bedient und fortlaufend aufrechterhalten werden muss, sind nun die Erfordernisse der Erwerbsarbeit, von Bildung und Beruf. Erst muss noch rasch dieses Projekt realisiert, hier noch etwas geleistet und bedient, jene unmittelbare Anforderung des Wettbewerbs erledigt oder dieser Karriereschritt vollzogen sein, dann ist vielleicht – hoffentlich – Zeit und Raum für Beziehungen. Dann erst kann es, so die Annahme, Spielraum der Sorge für Kinder geben. Die berufliche oder bildungsbezogene Arbeit mit ihren ewig lodernden Anforderungen und fesselnden Dringlichkeiten darf keinesfalls unterbrochen werden – falls doch, dann um den Preis der Exklusion aus sozialen Mobilitäten und Karrieren.

Das Muster einer sich stets ins Zentrum schiebenden Logik der unmittelbaren Anforderungen und Dringlichkeiten, die auch die generative Struktur von Gesellschaften hochgradig tangiert und verändert, hat bereits Niklas Luhmann beschrieben. Luhmann hatte darauf hingewiesen, dass sich in der modernen Gesellschaft zeitliche Prioritäten wandeln: Das Dringliche im Arbeitsprozess gewinne gegenüber dem Wichtigen schleichend, aber wirkungsvoll an Bedeutung. Weniger Zeit bleibe dann für

das, was zwar als wertvoll erachtet wird, aber keine *unmittelbar* merklichen Verluste nach sich zieht, wenn es vernachlässigt wird. Luhmann dazu mit feiner Ironie: »Aufgaben, die immer zu kurz kommen, müssen aber schließlich abgewertet werden und den Rang des weniger Wichtigen erhalten, um Schicksal und Bedeutung in Einklang zu bringen. So kann sich allein aus Zeitproblemen eine Umstrukturierung der Wertordnung ergeben« (Luhmann, 1994, S. 148). Diese schleichende Verschiebung der *To-do*-Listen und schließlich der Wertordnung – im Sinne dessen, dass das Wichtige hinter das Dringliche gesetzt wird, bis es schließlich von den Akteuren selbst gar nicht mehr als so bedeutsam wahrgenommen wird – ist seitdem in einem damals noch unabsehbaren Ausmaß Alltag in Institutionen und den viel beschriebenen projektförmigen Lebensgestaltungen geworden. In der Alltagspraxis der Individuen erzeugen diese Verschiebungen sowohl ein erhebliches Potenzial der Selbst-Entfremdung als auch des Bedeutungsverlusts von sozialen Beziehungen. Somit steigt das Risiko inhärent, das Bedeutsame, aber nicht Dringliche und überdies Zeitaufwendige – also gerade soziale Beziehungen – zu vernachlässigen, in die virtuelle ›Ablage‹ des eigenen Lebens oder eben ›auf Eis‹ zu legen.

Die Auswirkungen auf Generativität, in Familien, liegen auf der Hand. »Wenn wir unsere Termine erst einmal aufeinander abgestimmt haben, werden wir alle zusammen ein ganz entspanntes Essen machen«, so eine typische Äußerung, die von Hochschild (2002) in einer Studie aus den USA zitiert wurde, bei der sie Beschäftigte einer Firma im Familienalltag untersucht hatte. Hochschild stellte fest, dass das zunächst als wichtig Erachtete – gemeinsame Zeit, Muße mit den Kindern – aufgrund von dringlichen Anforderungen bei der Arbeit oft ›vertagt‹ wurde. Effizienzlogiken im Familienalltag nehmen zu, aber auch Umwertungen im Sinne Luhmanns, indem etwa Bedürfnisse kleingeredet oder ihre Erfüllung immer neu und schließlich ins Unbestimmte verschoben werden.

Diese Strategien sollten über ihre individuellen Bedeutungen hinaus als Ausdruck von gesellschaftlich ungelösten Dilemmata verstanden werden: »Geläufige Formeln, wie sie häufig in Literatur und Politik formuliert werden, es käme nicht auf die Quantität der Zeit an, die man mit dem Partner oder den Kindern verbringt, sondern auf die Qualität,

verdecken einfach, dass dieses Zeitproblem einfach nicht gelöst ist. Und das gilt für fast alle europäischen Gesellschaften, weil diese Gesellschaften den ökonomischen Erfolg und das ökonomische Wachstum der Gesellschaft zum Maßstab des individuellen Handelns und der gesellschaftlichen Entwicklung heranziehen, so dass die Fürsorge für andere und der Aufbau intensiver personaler Beziehungen zu anderen diesem ökonomischen Primat nachgeordnet wird« (Bertram, 2012, S. 20). Aus dieser Sicht stimmt Bertram Hochschilds Analyse zu, dass viele Vereinbarkeitslösungen als »kalt-modern« bezeichnet werden könnten (Hochschild, 1998). Nicht allein, weil sie Fürsorglichkeit eher »outsourcen« oder verschieben, sondern vor allem, weil viele darauf bezogene Praktiken und Diskurse die für das gesellschaftliche Funktionieren, für das individuelle Aufwachsen und Leben konstitutive Bedeutung personaler Beziehungen auszuklammern tendieren (Hochschild, 2012).

Reduzieren, »Outsourcen«, Verschieben oder Kleinreden und Umdeuten sind insofern typische, kollektiv teils normativ gestützte, teils praktisch kaum vermeidbare Strategien, um Konflikte oder Überforderungen abzuwenden, wie sie aus ungelösten Zeitverteilungsproblemen resultieren (King, 2013b). Der *illusionäre* Charakter vieler dieser Strategien und Umdeutungen sticht besonders hervor – und auch für *social freezing* könnte man vermuten, dass es sich in hohem Maße eignet, solche Illusionen aufrechtzuerhalten. Generativität – versteht man sie, wie ich es vorschlage, nicht nur als Fortpflanzung, sondern als kulturelle, soziale und psychische Ermöglichungsbedingung für die produktive Fortsetzung der Generationenlinie, für die generationale Fürsorge und Gabe von Zeit an die Nachkommen – würde damit ebenfalls in den Sog derjenigen Illusionsbildungen oder schleichenden Abwertungen geraten, die das nicht unmittelbar Drängende, insbesondere das Beziehungsleben und die Sorge für Andere, für Kinder, in die Warteschlange des Lebens verschieben.

Zugleich verschieben sich über die zunehmende, einseitige instrumentelle Verfügbarkeit des für die Geborenen weiterhin »unverfügbaren Anfangs« auch die Machtverhältnisse zwischen den Erwachsenen und den Nachkommen (Habermas, 2005). Anschaulich dargestellt etwa in einem Artikel über Jugendliche, deren leibliche Eltern die befruchteten Eizellen,

die sie nicht mehr benötigten, an andere abgegeben hatten (Ahr & Hawranek, 2014), und die als Heranwachsende mit ihrem Schicksal haderten ›weggegebene‹ Eizellen gewesen zu sein (ebd., S. 7). Ein Reproduktionsmediziner wurde in diesem Beitrag zitiert mit den Worten: »Die Kinder sollen froh sein, dass sie am Leben sind« (ebd., S. 3). Die Formulierung unterstreicht die damit verbundene Veränderung der Machtrelationen: die zunehmende Kontrolle aufseiten derjenigen, die – auch anders als im Fall von Adoption – über die Geburt bestimmen und die immer mehr Mittel haben, darüber zu verfügen, wann welche Art von Kind von wem geboren wird oder eben nicht. Für die Nachkommen ergibt sich daraus eine Steigerung der Heteronomie, das Unverfügbare wird gleichsam noch unverfügbarer. Denn zu der grundlegenden Unverfügbarkeit der eigenen Existenz kommt nun die Macht derjenigen hinzu, die das eigene Leben in einem wörtlichen Sinne ›gemacht‹ haben.

Insofern drückt sich in diesen Praktiken und Diskursen des *social freezing* weitaus mehr aus als die Technisierung der Reproduktion, damit verbundene Chancen oder Risiken. Sie sind Ausdruck der sich grundlegend, unabhängig von diesem speziellen Beispiel *verändernden generativen Struktur in westlichen Gesellschaften der gegenwärtigen Moderne*. Sie verdeutlichen den Effizienz- und Optimierungsdruck im Generationenverhältnis, in dem sich gesellschaftliche ungeklärte Zeitdilemmata zum Ausdruck bringen sowie der Umstand, dass übergreifend der Zeit- und Ressourcenbedarf für Fürsorge dem ökonomischen Wachstumsprimat moderner Gesellschaften untergeordnet wird. Sie sind Ausdruck der damit verbundenen Tendenz zu instrumentellen technischen Bewältigungsformen. Diese Lösungsformen – zum Beispiel das ›Einfrieren‹ des Kinderwunschs – erleichtern die kulturell sanktionierte Illusionsbildung, bei der Ambivalenzen und Begrenztheit verhüllt, verdrängt oder verleugnet werden.

Phantasmen der Selbsterzeugung – das Beispiel eines begeisterten Optimierers

Über dieses spezielle Thema des *social freezing* hinaus können, wie sich auch bei Fallanalysen der APAS-Studie¹⁰ zeigt, technisch instrumentelle Optimierungsformen für die Individuen bedeutsam werden, weil sie Allmachtsvorstellungen bedienen, Mangel und Defizite regulieren helfen – über individuelle unbewusste Verleugnungen und über kollektive kulturelle Affirmationen der technischen Steigerungen. Dazu ein kurzes Beispiel aus der Studie, der Fall eines begeisterten Optimierers, genannt Florian K. (vgl. King 2013a; et al. 2014). An diesem Fall lässt sich veranschaulichen, in welcher Weise *Optimierung als grandiose Erlösungsfiktion* in kontradiktorischer Spannung steht zu Generativität. Dabei kann der Drang zur Selbstverbesserung Generativität unterminieren oder ihren Mangel verschleiern.

Der Verbesserungsdrang ist ein zentrales Thema der Selbstdarstellung von Florian K. Seine Lebenskonstruktionen erinnern geradezu wortwörtlich an Bröcklings Konzept des ‚unternehmerischen Selbst‘ (2007) oder an zeitgenössische Optimierungsdiskurse. Denn er ist in einem sehr umfassenden Sinn zum Unternehmer seiner selbst geworden; nicht nur, weil er sich selbständig zu machen vor hat, sondern aufgrund seines Umgangs mit sich und anderen. Seine Lebensführung, bei deren Darstellung er explizit kulturelle Optimierungsdiskurse begeistert reproduziert, kann einerseits als eine Reaktion auf Arbeitsmarktbedingungen gefasst werden, die solche Anpassungsprozesse funktional erscheinen lassen. Auf der anderen Seite ist sie passförmig für seine spezifischen Dispositionen und psychischen Bedürfnisse und wird gerade dadurch stabil, subjektiv bedeutsam und als befriedigend erlebt. Nicht zuletzt hat sie Folgen für seine Beziehungen und seine Gestaltung von Vaterschaft.

Nach seinem BA-Studium der Biologie hat Florian K., der in Österreich aufgewachsen ist, zusätzliche Kurse besucht und ist nun als Ernährungsberater einer privaten Organisation angestellt. Ein Beschäftigungsverhältnis, das er gerne kündigen würde. Dafür unternimmt er zahlreiche Anstrengungen und erwähnt eine Vielzahl von Start-up-Plänen

und Initiativen. Die Familie erscheint dabei wie ein Störfaktor, der Reibungen erzeugt im Optimierungsdrang:

hab ich eben Besseres vor, joa das is' die Motivation, die mich gerade antreibt, ... was sich in der Praxis etwas schwierig gestaltet, weil ähm (schluckt) ich Frau und Kinder habe? ähm wir haben geheiratet, ähm ja, sodass – ein normaler Vollzeitjob – dann ... das eigene Bedürfnis nach Sport, Training und so weiter, zusätzlich zu meinen Projekten und das aktive mh Management der Projekte ... sind das unheimlich viele Baustellen, die ich irgendwie zurzeit bearbeite.

Mit diesen Baustellen beschäftigt er sich gleichsam rund um die Uhr, was ihm wenig Zeit lässt für seine Familie: Er erschafft sich aber immer neu die Vorstellung, auf dem richtigen Weg zu einem besseren, höheren und machtvolleren Lebensstil zu sein. Die Beziehungen, die Ehefrau und Kinder in Florian K.s Leben bleiben schattenhaft. In der gesamten Erzählung erscheinen sie wie eine Kulisse, vor der die inneren Kämpfe und Wettläufe seines Ego mit sich selbst aufgeführt werden. Auch er kommt dabei nicht aus ohne selbsttäuschende Umdeutungen, wenn er sich an einer Stelle vergegenwärtigt, dass er so gut wie keine Zeit mit seiner Familie verbringe, weil ständig neue dringende Projekte im Vordergrund stehen. Darauf mache ihn, so Florian, seine Frau aufmerksam. Ihm selbst ist es gar nicht so aufgefallen: »und das war auch intressant für mich selbst, dass ich mir das nochmal so in Erinnerung ´rufen hab, dass es ja irgend, so, wie's jetzt is, kein Dauerzustand ähm, potenziell soll ja dann...« – so führt er stockend aus, durch seine berufliche Veränderung dieser Zustand aufgehoben sein. Wenn er sich dann diese potenzielle Zukunft ausmalt, in der alles anders wird, ist sein Redefluss im Interview atmosphärisch wiederum eingebettet in Euphorie. Sobald er sich selbständig gemacht haben wird, so seine Vision, werde sich alles ändern:

... zukünftig dann irgendwann mal – keine Ahnung – fahr ich auch in irgendwie unser Gemeinschaftsbüro und – teil mir meine Zeit so, wie ich mir das vorstelle, kann morgens unseren Kleinen

mit in die Kita bringn, äh kann meine Frau zur Arbeit bringn vielleicht – fahr dann zu uns ins Büro, arbeite da irgendwie n paar Stundn, könnt mich vielleicht mittags mit meiner Frau treffn...fahr dann wieder ins Büro oder arbeite mit'm Laptop in der Kneipe oder was auch immer, die ham W-Lan – das wäre dann alles irgendwie möglich, um dann einfach abends wieder mit der Familie (klatscht in die Hände) zusammn zu sein – und wenn unser Sohn im Bett is, ja Gott, dann setz ich mich dann halt irgendwie nochma 2 Stundn hin un mach noch mal was – aber da kann ich mir meine und wenn es denn 8 Stundn sein solln, so aufteiln (klatscht in die Hände) wie ich will, oder ich mach n Tach lang blau un mach dafür n andern Tach, wenn ich irgendwie mental besser drauf bin, einfach mehr. Die Option un die Möglichkeit bietet das Ganze und deswegen ist das für mich so sehr intressant und – reizvoll ... das hat dann halt was mit Optimierung von Verhaltensweisen zu tun, wenn ich selbstbestimmend bin – un selbst (klatscht in die Hände) das bestimmen kann, wie ich das organisiere...

Florian K. erscheint als ein eindrückliches Beispiel für eine ganz und gar affirmativ an Optimierung orientierte Lebensführung, bei der Individuen »ein Projekt aus sich selbst« machen, indem sie »einen Lebens-,Stil« entwickeln, der ihren Existenzwert ihnen selbst gegenüber maximiert« (Rose, 2000, S. 14). Zugleich wird anschaulich, dass diese Art der Selbstmaximierung auch Leere perpetuiert. So dreht sich Florian K. ständig um sich selbst – ohne dass dieses Selbst eine klare Kontur bekäme. Vieles bleibt unbestimmt und beschreibt Absichten. Lebenspraktische Bewährung oder Widerfahrnisse werden erst gar nicht thematisch. Dafür ist er ständig mit Selbstbeobachtungen befasst: mit Messungen und Buchführungen zu Körperwerten, Zeitverwendungen, Effizienzindikatoren aller Art. Denn der Diskurs der Optimierung und entsprechende Praktiken sind für Florian K. funktional. Sie dienen im Besonderen dazu, Unzulänglichkeit oder Begrenztheit verhüllen zu können. Insgesamt scheint es um eine Bewältigung von Heteronomie durch obsessive Selbstbezüglich-

keit in Verbindung mit Grandiositätsphantasien zu gehen. Im Zentrum steht, alles im Griff zu haben auf dem Weg zu Besserem. Dieses System dieser Lebensführung ist gegen Selbstkritik immunisiert. Zwar quälen ihn von ihm so empfundene Defizite wie schlechte Messwerte, aber Unstimmiges und in diesem Sinne Ungenügendes. Veränderung wird stets imaginiert als ein ›Noch-mehr‹ von dem, was Florian K. jetzt schon immer umtreibt. Entsprechend begeistern ihn die Möglichkeiten der Effizienzsteigerung, die die sich rasch wandelnden, schneller und potenter werdenden Kommunikations- und Informationstechnologien bieten. Eine befriedigende und erfolgreiche Lebensführung ergäbe sich für ihn aus einem noch reibungsloseren, intensivierten Mensch-Maschine-Verhältnis – während soziale Beziehungen und Begegnungen als Störfaktoren im Getriebe der Verbesserung geschildert werden. Auch für das Kind wird er erst später Zeit haben, nämlich dann, so seine Erlösungsfiktion, wenn er sich selbst hinreichend optimiert hat. Von einer Krise der Generativität zu sprechen, erschien hier fast als Untertreibung: Die Sorge fürs Kind – das ja unterdes existiert, heranwächst, wie man geradezu betonen möchte – wird verschoben, auf Eis gelegt, bis, irgendwann, der Vater optimiert sein wird. Er kreist ausschließlich um sich im Sinne einer sich selbst immer weiter technisch aufrüstenden und aufblühenden Monade. Dieses – in einigen Hinsichten vielleicht als ›extrem‹ anmutende – Beispiel Florian ist interessant, nicht weil behauptet werden soll, dass diese Variante eines ›begeisterten Optimierers‹ im statistischen Sinne eine Mehrheit repräsentiere – sondern weil die damit verbundenen Abwehrformen und Illusionsbildungen aufgrund kultureller Wandlungen und der wachsenden Bedeutung von technischen Optimierungskonzepten und -praktiken normativ gestützt wird. An die Stelle von Weitergabe und Gabe an die Folgegeneration kann dabei die reine Selbstbezüglichkeit treten. So wie Florian als jemand erscheint, der sich gleichsam selbst das Kind ist, dessen Gedeihen und Wachstum ihn beschäftigt und das er mit Hilfe seiner Techniken und Apparaturen unausgesetzt begleitet, füttert und erzieht. Das Beispiel illustriert insofern auch einen markanten Gegenpol zur ›Gabe‹ als zentralem Moment der Generativität.

Weitere konzeptionelle Überlegungen: elterliche Gabe als konstitutives Moment der Generativität

Als Kern des Generativen können Weitergabe und intergenerationale Gabe gefasst werden. Was Gabe *strukturlogisch* bedeutet, ist noch genauer zu beleuchten. Frankfurt (2005) hat als Kern dessen, was elterliche Zuwendung ausmache, eine von ihm so genannte ›Unbedingtheit‹ angenommen: also eine Liebe, die dadurch gekennzeichnet sei, dass sie bereit ist, den Anderen *nicht zweckgebunden*, sondern ›um seiner selbst willen‹, in seinem ›So-und nicht-anders-Sein‹ anzuerkennen und anzunehmen (vgl. auch Sandel, 2008, S. 67). Unterbestimmt bleibt dabei, dass eine solche ›Unbedingtheit‹ empirisch in Reinform kaum angenommen werden kann. Insofern wäre die Bedeutung der Bewältigung von Ambivalenz – wie oben erläutert wurde – beim Verständnis des Generativen stärker ins Zentrum zu stellen.

Aus einer stärker empirisch geleiteten Sicht, im Besonderen aus der Erfahrung mit Mutter-Säuglings-Therapien, hat Stern akzentuiert, wiederum anknüpfend an Winnicott, dass nach der Geburt eines Kindes – mehr oder minder gelingend – die Diskrepanzen zwischen dem realen und dem vorgestellten Kind bearbeitet werden müssten, um einen konstruktiven Entwicklungsraum zu schaffen (Stern, 1998, S. 31ff.). Analog beschreibt er für den Übergang zur Elternschaft die »Notwendigkeit«, die Interessen des extrem angewiesenen neugeborenen Kindes phasenweise oder potenziell »über« die »eigenen zu stellen« (ebda., S. 36): eine Verschiebung in der Balance von Selbstbezug und Bezug zum Anderen sowie die typischen Konflikte, Überforderungen und Krisen, die daraus entstehen können. Die – mit Blick auf die Angewiesenheit des Kindes formulierte – psychische Bedingung (Interessen des Kindes phasenweise über eigene Interessen stellen zu können) ist daher nicht gleichzusetzen mit einer *auch tatsächlich vorhandenen, entsprechenden* Fähigkeit oder *Bereitschaft* der Eltern. Die Fähigkeit zur Gabe basiert, so wäre auch an dieser Stelle zu betonen, im Kern auf einer produktiven Bewältigung von Ambivalenz, die weder selbstverständlich noch selbstverständlich kontinuierlich vorhanden ist.

Eine konzeptionelle Bestimmung von ›Gabe‹ und der Beziehungen von Gabe und Gegengabe hat Ricoeur aus einer anerkennungstheoretischen Sicht skizziert (dabei Bezug nehmend auf Honneth, 1992). Ricoeur (2006) hat die vielfach diskutierten Probleme des Verständnisses des Gabentauschs, die in Anschluss an Mauss (1975) erörtert wurden, prägnant auf den Punkt gebracht: Die entscheidende Frage sei demnach, wie Gabe als eine Praxis verstanden werden kann, die nicht den Gesetzen des Warentauschs und der Logik des ›Preises‹ unterliegt. Als konstitutiv für eine Gabe sieht Ricoeur die Großherzigkeit und Großzügigkeit an, insofern jede Gabe, die als solche gelten kann, etwas vom Gebenden, ›*etwas von sich selbst*‹ enthält, also eine ›Hin-Gabe‹ beinhaltet. Die Gegengabe ist dann nicht eine »Rückerstattung, die strenggenommen die erste Gabe (als ›Gabe‹, VK) vernichten würde« (Ricoeur, 2006, S. 301), sondern eine »Art ... zweiter erster Gabe« (ebd., S. 301). Das Komplement zur ersten Gabe ist in Ricoeurs Verständnis also gerade nicht die Rückerstattung, sondern die »Dankbarkeit« des Empfangenden (ebd., S. 303 ff.), aus der heraus eine ›Gegengabe‹ erfolgen kann. Dieser komplexe Prozess des Gebens und Empfangens bleibt, wie auch Ricoeur betont, *in allen Dimensionen immer auch potenziell konflikthaft*. Psychoanalytisch-entwicklungstheoretisch betrachtet, also mit Blick auf die intrapsychische Dynamik des Kindes und die kindlichen Aspekte des Erwachsenen ist auch die *Dankbarkeit* – ähnlich wie Generativität – eine Fähigkeit, die erst erlangt werden muss, fragil ist und unter Umständen kaum oder niemals erlangt wird. Wenn, im Sinne Melanie Kleins, der Neid auf denjenigen, der gibt und geben kann, vorherrschend bleibt (1957), kann das Empfangen schwer ertragen werden und Dankbarkeit wird gleichsam vom Neid auf den Gebenden überwältigt.

Bezogen auf die *generativen gebenden Seiten im Kontext der Elternschaft* ist aus dieser Sicht wiederum festzuhalten, dass die mit Großzügigkeit konstitutiv verbundene Verlust- und Verzichtseite des elterlichen Gebens, der ‚Hin-Gabe‘ an das Kind, ebenfalls – zum Beispiel aufgrund eigener Mangel Erfahrungen – potenziell überfordern kann. Unter solchen Bedingungen können Ambivalenzen nicht mehr produktiv bewältigt werden, sodass eher destruktive Aspekte in Generationenbeziehungen

dominieren, die dabei ganz unterschiedliche Formen annehmen können (also nicht nur explizite, intentionale Destruktivität oder Aggressivität seitens der Erwachsenengeneration, sondern eben auch indirekte Formen). Die Schwierigkeit oder Unfähigkeit zu geben zeigt sich etwa darin, vereinfacht formuliert, den Verlust durch das Geben möglichst rasch und möglichst umfassend ausgeglichen zu bekommen – zum Beispiel, indem Kinder sich primär oder überhaupt nur als geeignet erweisen müssen, eigene Bedürfnisse zu befriedigen. Sandel (2008) hat dieses Thema im Zusammenhang der reproduktionstechnologischen Optimierungsmöglichkeiten diskutiert. Zugleich verwies er aber auch auf die Zunahme erzieherischer Optimierungsversuche, die mit bedrängenden Ambitionen der Eltern für ihre Kinder einhergehen können. Im Kern heisst es jeweils, dass der Selbstbezug im Zentrum bleibt und dem generational Anderen als ein Subjekt im eigenen Recht keine eigene Bedeutung zugemessen wird – dass dem Anderen in diesem Sinne nicht *gegeben* werden kann. Zugleich kann diese Haltung im Kontext von Optimierungsdiskursen kulturell positiv sanktioniert werden.

Fazit – Merkmale, Bedingungen und Krisen der Generativität

Generativ zu sein, beinhaltet die Fähigkeit, Fürsorge angedeihen zu lassen und Ressourcen bereitzustellen auch für eine Zukunft, aus der man selbst ausgeschlossen ist. Insofern ist Generativität immer auch krisenhaft. Die generativen Ermöglichungsbedingungen im Generationenverhältnis, aber auch die damit verbundenen Verhinderungs- und Krisenpotenziale wurden auf unterschiedlichen Ebenen des Sozialen und Psychischen erläutert. Konzeptionell wurde Generativität als Erzeugerschaft, als psychische oder psychosoziale Elternschaft, Haltung der kreativen Wirkmächtigkeit, der Fürsorge und Verantwortung für etwas oder andere akzentuiert. Bezogen auf die Nachkommen bedeutet generativ zu sein, Bedingungen zur Ermöglichung des Gedeihens und psychischen Wachstums herzustellen. Generativität ist mit der Fähigkeit zur *Gabe* verbunden, wie sie aus einer überwiegend konstruktiven *Bewältigung von Ambivalenz* resultiert. Bezogen auf die Generationenspannung, auf Ambiva-

lenz und Rivalität zwischen den Generationen, drückt sich eine generative Haltung auch darin aus, dass in der jeweiligen *Gegenwart* des Generationenverhältnisses in der Nachfolgegeneration etwas zugelassen werden kann, das potenziell auch das vorausgehende, teils *vergangene* Eigene infrage stellt. Sie drückt sich darin aus, dass etwas zugelassen werden kann, an dem man in der *Zukunft* nur noch bedingt teilhat. In kulturanalytischer Hinsicht bezeichnet Generativität eine gesellschaftlich sich wandelnde Form oder ›Figuration‹ der kulturellen Weitergabe oder auch Ermöglichung des Neuen. In kultureller Hinsicht lässt sich Generativität, so Koselleck (2000, S. 107f.), auch als eine *Brücke* begreifen zwischen der individuellen Begrenztheit auf der einen Seite und dem Fortbestehen der Generationenlinie und kulturellen Praxis auf der anderen. Generativität beinhaltet insofern ein Moment von *symbolischer Überschreitung* der individuellen Lebensgeschichte in der Generationenlinie. Zugleich liegt darin ein Potenzial der *Versöhnung mit der eigenen Begrenztheit* und individuellen Vergänglichkeit. Allerdings können die Bewältigung von Ambivalenz und die damit verbundenen potenzielle Versöhnung mit Begrenztheit unter bestimmten kulturellen und gesellschaftlichen Bedingungen auch erschwert oder verhindert werden. Gesellschaftlich bedingte *Krisen oder Verhinderungen der Generativität* zeigten sich dabei in unterschiedlichen Varianten.

Erstens: Wie am Beispiel der Geburtenrate Südkoreas oder Deutschlands eingangs veranschaulicht wurde, können etwa Zeitstress, Leistungsdruck und stete Optimierungsdringlichkeiten im gesteigerten Wettbewerb *soziale Beziehungen unterminieren* und damit auch Generativität, die Potenziale von *care*, Hin-Gabe und die Gabe von Zeit in Generationenbeziehungen – was im Kern nicht nur die Beziehung zum Anderen, sondern auch die Selbstfürsorge unterhöhlt.

Zweitens: *Der technisch-instrumentelle Zugriff auf Reproduktion, auf die ›Unverfügbarkeit des Anfangs‹* (wie am Beispiel des sog. social freezing ausgeführt) – die durchaus im Dienste der Generativität stehen kann oder praktisch der Vereinbarkeit zu dienen scheint, kann aufseiten derer, die sich der Techniken bedienen, illusionäre Umdeutungen und unbewusste Allmachtsvorstellungen befördern. Zugleich verschieben sich

hierbei tendenziell die Machtverhältnisse zwischen den Erwachsenen und den Nachkommen. Im Zuge der zunehmenden technischen Machbarkeit von Reproduktion kann die *Heteronomie der Nachkommen in dem Maße gesteigert werden*, wie die instrumentelle Logik des Hervorbringens dominiert und die Logik der Gabe schwindet.

Drittens: Der »ewige Aufbruch« aller, *das stete Streben nach Steigerung und Optimierung*, die Logik der Perfektibilität können die Tendenz zu einer von Allmachtsfiktionen getragenen Selbstbezüglichkeit intensivieren, gleichsam kulturell und normativ stabilisieren. Dadurch verändern sich die Beziehungen zur Folgegeneration, Generativität und die Dynamik des Generationswechsels (King, 2011). An die Stelle der Fürsorge für Nachkommen kann eine technisch gesteigerte und zugleich psychisch entleerte Selbstbezogenheit treten, metaphorisch gesprochen: eine Art »Implosion« des Generativen – so wie Florian auch für sich selbst ein mit Hilfe der Technik zu optimierendes Kind darzustellen scheint.

Nicht zuletzt sollte deutlich werden, dass Gestaltungen von Generativität von mehreren Seiten betrachtet werden können. Sie werden gleichsam von zwei Seiten hervorgebracht oder aufrechterhalten: Auf der einen Seite resultieren sie aus sozio-ökonomischen Bedingungen, kulturellen Diskursen und Praktiken, die bestimmte Lebensweisen und Anpassungsprozesse funktional und gelungen erscheinen lassen und spezifische psychische Tendenzen verstärken. Auf der anderen Seite müssen sie individuell (oder, in manchen Hinsichten, auch kollektiv) passförmig sein für psychische Bedürfnisse, um subjektiv bedeutsam zu werden. Zugleich haben sie Folgen und wirken sich aus auf Entwicklungsbedingungen, auf die Zukunft der Nachkommen.

► Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu auch Ahn/Baek (2013, S. 7): »Korean students take private lessons after school or on weekends. To manage the tough schedule, students have to minimize the time they spend doing activities other than those directly related to academics, and this applies even the time they spend sleeping«.
- 2 »More than 80 % of Korean youth hope to attend a 4-year university program or want to pursue a graduate degree. Korean parents have even higher aspiration

for their children's education. Considering the fact that unemployment and underemployment of college graduates have long been serious social issues [...] Korean's unconditional faith in the value of higher education may even appear irrational« (Ahn /Baek, 2013, S. 27).

- 3 »middle class Korean women, like middle class women in the United States, engage in a practice of intensive mothering [...], carefully managing the academic success of their children [...] To guarantee their children's success, middle-class Korean mothers commonly hire tutors and enroll their children in educational after-school programs« (You/McGraw, 2011, S. 583).
- 4 Bertram (2012) dazu: »Erschreckend ist das Ganze deswegen, weil diese Zusammenhänge schon so lange bekannt sind, es aber kaum Analysen dazu gibt, um die spezifischen Voraussetzungen für die Teilhabe des Einzelnen an der beruflichen Lebenswelt und der familiären Lebenswelt zu untersuchen. Dabei geht es hier nicht nur um die simple Vereinbarkeit von Familie und Beruf, sondern um eine neue Organisation und einen neuen Entwurf des Lebenslaufs« (S. 25).
- 5 Die Bezeichnung »überforderte Generation« begründet Bertram damit, dass sie »anders als die skeptische Generation gezwungen sei«, weitreichende »Entscheidungen in kürzester Zeit zu treffen. Diese Rushhour des Lebens führt dazu, dass Lebensentscheidungen, die lange als ein Nacheinander im Lebenslauf erlebt wurden, nun simultan als Gegenwart zu lösen sind, weil die Organisation der Lebenszeit nicht mehr passt«.
- 6 Vgl. zum Thema intergenerationaler Ambivalenz und zur Diskussion des Begriffs der Generativität in jüngerer Zeit auch: Lüscher et al., 2013.
- 7 Vgl. zu der von Vera King, Benigna Gerisch und Hartmut Rosa geleiteten, von der VolkswagenStiftung geförderten APAS-Studie (Aporias of Perfection in Accelerated Societies): www.apas.uni-hamburg.de sowie die Erläuterungen in Schreiber et al., 2015.
- 8 Vgl. dazu ausführlicher, auch mit Blick auf Sterns teils vereinseitigte Sichtweise auf die ›Mutterschaftskonstellation‹ (1998), die Kritik an Stern sowie die Diskussion einer ›Elternschaftskonstellation‹ in King (2010b).
- 9 Bis hin zur ›Verkörperung‹ von intersubjektiver Erfahrung und damit verbundener psychischer Erleben im Sinne des ›Embodiment‹, vgl. dazu Leuzinger-Bohleber/Pfeiffer (2013). Die intergenerationale Dimension von psychischer, mentaler und psychosozialer Entwicklung wird explizit oder implizit in unterschiedlichen Konzeptionen in der Bindungs- und Säuglingsforschung, in Mentalisierungstheorie und Psychoanalyse thematisiert. Vgl. dazu z. B. Bowlby, 1982; Stern, 1995; Fonagy et al., 2002; Leuzinger-Bohleber, 2014, oder Winnicott

(1958) klassisches Konzept der ›good enough‹ bzw. ›ausreichend guten‹ mütterlichen oder elterlichen Zuwendung.

► Literatur

Ahn, S.-Y. & Baek, H.-J. (2013). Academic achievement-Oriented society and its relationship to the psychological well-being of Korean adolescents. In Chin-Chun Yi (Eds.), *The Psychological Well-being of East Asian Youth, Quality of Life in Asia* (pp. 265–279). Heidelberg u.a.: Springer Verlag.

Ahr, N. & Hawranek, Ch. (2014). *Die gespendeten Kinder. DIE ZEIT*, <http://www.zeit.de/2014/40/kuenstliche-befruchtung-embryo-spende>

Anderson, T. M. & Kohler, H.-P. (2012). Education Fever and the East Asian Fertility Puzzle: A Case Study of Low Fertility in South Korea. *PSC Working Paper Series*, PSC 12-07

Bachu, A. (1997). Fertility of American Women, *Current Population Reports*, 20-499.

Bertram, H. (2012). *Von der skeptischen Generation zur überforderten Generation*. <https://www.sowi.hu-berlin.de/lehrbereiche/mikrosoziologie/profbertram/publikationen/2012/stla>

Bertram, H. & Deuffhard, C. (2014). *Die überforderte Generation*. Leverkusen: Verlag Barbara Budrich.

Bowlby, J. (1982). *Bindung – Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung*. München: Kindler.

BMFSFJ (2006). *Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. Siebter Familienbericht*. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Bröckling, U. (2007). *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag

Brumlik, M. (1998). Zeitgenossenschaft – Eine Ethik für die Generationen. In Ecarius, Jutta (Hrsg.), *Was will denn die jüngere Generation mit der älteren?* (S. 139-158). Opladen: Leske+Budrich.

Do, M. H. & Choi, W. S. (2013). Perception of Childbirth and Childrearing among Korean Married Women. *Asian Women*, 29 (3), 51-69.

Erikson, E. H. (1979). *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Erikson, E. H. (1998). *Jugend und Krise: die Psychodynamik im sozialen Wandel*. Stuttgart: Klett.

- Fonagy, Peter et al. (2002). *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Frankfurt, Harry (2005). *Gründe der Liebe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Gerisch, B. (2009). The Body in Times of Acceleration and Delimitation. *Time & Society* 18 (2/3), 373 - 386.
- Habermas, J. (2005). *Die Zukunft der menschlichen Natur. Auf dem Weg zu einer liberalen Eugenik?* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Haubl, R. (2011). »Ich geh kaputt« – »Gehste mit?« Die Psyche in der Leistungsgesellschaft. In M. Leuzinger-Bohleber & ders. (Hrsg.), *Psychoanalyse: interdisziplinär – international – intergenerational* (S. 373-393). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Havighurst, R. J. (1948). *Developmental tasks and education*. New York: Loman.
- Hochschild, A. (1998), Ideals of Care: Traditional, Postmodern, Cold-Modern, Warm-Modern. In K. V. Hansen & A. I. Garey (Eds.), *Families in the U.S. Kinship and Domestic Politics* (pp. 527-537). Philadelphia: Temple University Press.
- Hochschild, A. (2002). *Keine Zeit: Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet*. Opladen: Leske+Budrich.
- Hochschild, A. (2012). *The Outsourced Self: Intimate Life in Market Times*. New York: McMillan.
- Honneth, A. (2002). *Kampf um Anerkennung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- King, V. (2015). Kindliche Angewiesenheit und elterliche Generativität. Subjekt- und kulturtheoretische Perspektiven. In S. Andresen u. a. (Hrsg.), *Vulnerable Kinder. Eine kritische Diskussion* (S. 23-43). Weinheim: Beltz
- King, V. (2013a). Die Macht der Dringlichkeit. Kultureller Wandel von Zeitgestaltungen und psychischen Verarbeitungsmustern. *Swiss Archives of Neurology and Psychology*, 164 (7), 223-231.
- King, V. (2013b). Optimierte Kindheiten. Paradoxien familialer Fürsorge im Kontext von Beschleunigung und Flexibilisierung. In F. Dammasch & M. Teising (Hrsg.), *Das modernisierte Kind* (S. 31-51). Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
- King, V. (2011). Beschleunigte Lebensführung – ewiger Aufbruch. Neue Muster der Verarbeitung und Abwehr von Vergänglichkeit. *Psyche* 65, 1061-1088.
- King, V. (2010a). Adoleszenz und Ablösung im Generationenverhältnis. Theoretische Perspektiven und zeitdiagnostische Anmerkungen. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 1/2010, 9-20.

- King, V. (2010b). Bedingungen einer ›Elternschaftskonstellation‹. Umgestaltungen der Identität zu väterlichen und mütterlichen Kompetenzen. *Kinderanalyse*, 2010, 1, 1-27.
- King, V. (2002/2013). *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften*. Wiesbaden: Springer-VS
- King, V., Lindner, D., Schreiber, J., Busch, K. Uhlendorf, N., Beerbom, Ch. & Salfeld-Nebgen, B. (2014). Optimierte Lebensführung – wie und warum sich Individuen den Druck zur Selbstverbesserung zu eigen machen. In S. Kluge, I. Lohmann & G. Steffens, (Hrsg.), *Jahrbuch für Pädagogik 2014: Menschenverbesserung – Transhumanismus* (S. 283-299). Frankfurt am Main: Lang.
- Klein, M. (1957). Neid und Dankbarkeit. *Gesammelte Schriften, Bd. III*. Stuttgart: Klett.
- Koselleck, R. (2000). *Zeitschichten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kretschmer, F. (2014). »MACHEN MACHEN MACHEN« – »Keine Freizeit, keine Liebe, keine Kinder«, *taz*, 21. Oktober 2014.
- Lanier, J. (2014). *Wem gehört die Zukunft?* Hamburg: Hoffman und Campe.
- Leuzinger-Bohleber, M. (2014). Jede Kultur schafft sich unbewusst die Früherziehung, die sie braucht, aber auch jene, die sie verdient. In K. Ahlheim & R. Ahlheim (Hrsg.), *Frühe Bildung – früher Zugriff?* (S. 91-114). Hannover: Offizin-Verlag.
- Leuzinger-Bohleber, M. & Pfeiffer, R. (2013). Embodiment: Den Körper in der Seele entdecken – Ein altes Problem und ein revolutionäres Konzept. In dies. u. a. (Hrsg.), *Embodiment – ein innovatives Konzept für Entwicklungsforschung und Psychoanalyse* (S. 14-38). Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht.
- Lüscher, K. et al. (2013). *Kompendium Generationen, Generationenbeziehungen, Generationenpolitik*. <https://edupad.uni-konstanz.de/generationes-v8bmqNO1z-KN>.
- Luhmann, N. (1994). Die Knappheit der Zeit und die Vordringlichkeit des Befristeten. In ders., *Politische Planung* (S. 143-164). Opladen: Leske+Budrich.
- Mannheim, Karl (1928). Das Problem der Generationen. *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie*, 7 (2), 309-330.
- Mauss, M. (1975). Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. In ders., *Soziologie und Anthropologie* (S. 157-184). München: Hanser.
- Otto-Peters, L. (1876). *Frauenleben im Deutschen Reich. Erinnerungen aus der Vergangenheit mit Hinweis auf Gegenwart und Zukunft*. Leipzig: Schäfer. (Nachdrucke: Paderborn: Hüttemann, 1988)

- Ricoeur, P. (2006). *Wege der Anerkennung. Erkennen, Wiedererkennen, Anerkanntsein*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rose, N. (2000). Das Regieren unternehmerischer Individuen. *Kurswechsel, 2000, 2: Leitbild Unternehmer*, 8-27.
- Sandel, M. (2008). *Plädoyer gegen die Perfektion. Ethik im Zeitalter der genetischen Technik*. Berlin: Berlin University Press.
- Schreiber, J., Uhlendorf, N., Lindner, D., Gerisch, B., King, V & Rosa, H. (2015). Optimierung zwischen Zwang und Zustimmung. In V. King & B. Gerisch (Hrsg.) *Perfektionierung und Destruktivität. psychosozial. Zeitschrift für Sozialpsychologie und Kulturanalyse, 2015, 3* (im Erscheinen).
- Schweitzer, K. (2010). *Kulturelle Grundlagen der Medialisierung in Südkorea. Eine qualitative Studie am Beispiel der Fernsehnutzung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Stern, D. (1995). *The Motherhood Constellation*. New York: Basic Books.
- Suzuki, T. (2012). Low Fertility and Governmental Intervention in Japan and Korea. *The Japanese Journal of Population, 10* (1), 60-77.
- Winnicott, Donald W. (1958). Über die Fähigkeit, allein zu sein. In ders., *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt* (S. 36-46). Frankfurt am Main: Fischer.
- Yang, S. & Rosenblatt, P. C. (2008). Confucian Family Values and Childless Couples in *South Korean Journal of Family Issues, 29* (5), 571-591
- You, H.-K. & McGraw, L. A. (2011). The Intersection of Motherhood and Disability: Being a ›Good‹ Korean Mother to an ›imperfect‹ Child. *Journal of Comparative Family Studies, 42* (4), 579-598.